Die Oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte

von

Prof. A. Hausrath
in Heidelberg.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1871.

A

Die

Oberrheinische Bevölkerung

in der

deutschen Geschichte.

Die
Oberrheinische Bevölkerung
in der
deutschen Geschichte.

Ein Vortrag

von

Prof. A. Hausrath
in Heidelberg.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1871.

In dem Jahrhundert vor Christi Geburt, in dem der Oberrhein zum ersten Mal in's Licht der Geschichte tritt, ist er auf beiden Ufern, kleine Unterbrechungen abgerechnet, von den Kelten oder Galliern bewohnt. Die Grenze zwischen Kelten und Sueven oder Schwaben bildete nicht der Rhein, sondern der Schwarzwald und die obere Donau, so daß die heutige badische Grenze gegen Würtemberg ungefähr der damaligen keltisch-schwäbischen entspricht. Freilich muß dieses Grenzland schon zuvor Gegenstand des Kampfes zwischen Sueven und Kelten gewesen sein, denn mitten zwischen den Kelten treffen wir im Elsaß den Suevenstamm der Triboccen, bei Speyer die Nemeten, bei Worms und Mainz die Vangionen, was darauf deutet, daß der Kampf um den Rhein älter ist als die Geschichte selbst.

Geschieden durch Sprache, Religion und Sitte standen sich die Stämme diesseits und jenseits des Schwarzwalds gegenüber. Die Sueven nannten die Bewohner des Rheinthals die Welschen, die Kelten ihrerseits die Sueven Fremdlinge, alemanni, oder wie sie heute sagen les allemands.

Die damaligen Bewohner des Oberrheins theilten mit ihren gallischen Landsleuten jenseits der Vogesen die höhere Kultur, die sie vor den Sueven voraus hatten. Zwar war der Kelte, nach dem Urtheil eines kompetenten Richters, Julius Cäsars, minder tapfer und namentlich minder ausdauernd im Krieg als der Sueve, aber er war weiter gefördert in den Künsten des Friedens, er war rührig, die Sümpfe und Altwasser der Rheinebene abzuleiten und ihre Wälder zu lichten, er lebte in Dörfern und Städten und legte zum Schutz gegen schwäbische Ueberfälle befestigte Lager an, die, wie die Heidenmauern auf dem Odilienberg im Elsaß und bei Zarten im Schwarzwald beweisen, oft von stattlichem Umfang waren. Bergwerke und Glasöfen sind ihm nicht unbekannt, und seine Gräber schwatzen aus, wie gern er sich mit ehernem Schmuck und blanken Ringen behängte.

Weit hinter ihm zurück in den Grundbedingungen der Civilisation finden wir auch noch in den folgenden

Jahrhunderten den Sueven. Der Schwabe, ein harter Kopf, haßt den Zwang der Städte, und Jeder haust für sich in gesondertem Gehöfte. — In den Gewerben ist er zurück. Die Frauen spinnen die Gewänder, die Männer schnitzen Waffen und Geräthe, und so tapfer der Sueve im Kriege ist, im Frieden setzt er sich gern bequem und überläßt Ackerbau, Viehzucht und Handwerk den Hörigen und Schalken. Die Kunst der Schrift, die der Kelte kennt, geht ihm ab und ebenso die Bequemlichkeit der Münze. Seine Gaue waren nicht groß, und jeder Gau hatte seinen eigenen König der in stürmischer Versammlung der Freien gewählt ward und ohne sie wenig vermochte. Auch war der trotzige Freiheitssinn der Sueven minder von der Meinung des Priesters abhängig als der Kelte jenseits des Waldes von seinen Druiden.

Aber der unbeugsame Freiheitssinn des Schwaben ist gemildert durch ein tiefes, ahnungsreiches Gemüth, das träumerisch grübelt über den Flug der Vögel und den Lauf der Thiere, und sinnige Mythen weiß über den Grund der Welt und aller ihrer Erscheinungen.

Mit solchen Eigenschaften und Gewohnheiten waren weder Kelten noch Sueven danach angethan, dem Vordringen des römischen Reichs zu steuern. Bei den Kelten fehlte der nachhaltige Widerstand, bei den Sue-

den die überlegene Kriegskunst; die Einigkeit mangelte beiden. Schon im ersten Jahrhundert nach Christus reicht die römische Provinz Rhätien bis zum Bodensee und der obern Donau, und die Provinz Obergermanien erstreckt sich über das von den Sueven verlassene Gebiet jenseits des Waldes. Mit der römischen Herrschaft am Oberrhein kommt eine höhere Civilisation, und die Marmorbäder zu Baden, die Mosaikböden zu Badenweiler, die mächtig gefügten Quaderbauten zahlreicher römischer Anlagen beweisen, wie rasch man von der werdenden Kultur der Kelten zu der auf ihrer Höhe stehenden römischen gelangt war. Stetig und unfehlbar scheint der Prozeß der Romanisirung zu verlaufen. Wie jenseits der Vogesen, so weichen auch diesseits die alten Dialekte der lateinischen Sprache. Von den Lippen der Kolonen zu Ladenburg, Pforzheim, Ettlingen fließt die Sprache Cicero's. Die Aussicht, daß die oberrheinische Bevölkerung eine romanische werden würde, war damals die wahrscheinlichste; noch war im sechsten Jahrhundert bei Konstanz die romanische Sprache nicht verdrängt, wie sie ja in den weiter rückwärts liegenden rhätischen Thälern sich bis zur Stunde gehalten hat. Da war seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts das Schwert der Sueven dazwischen getreten, die jetzt, in einen Bund geschaart, von den

Römern mit dem keltischen Namen Alemannen genannt werden. Mit unwiderstehlicher Wucht brechen sie in ihr altes Erbe ein, werfen die prahlerische keltisch-römische Civilisation auch diesseits des Schwarzwalds nieder, und so ziehen sich im dritten Jahrhundert die Völkerverhältnisse zu der Konfiguration zusammen, die der Phantasie Frankreichs als die natürliche Grenze erscheint. Auf dem linken Ufer herrscht das Kaiserreich, auf dem rechten die allemands, die Schwaben. Allein der Rhein, so breit er auch damals noch floß, als Grenze war er doch nur von mäßiger Brauchbarkeit. War im fernhaften Winter die breite Fläche gefroren, dann brachen die schwäbischen Wölfe im Kaiserreich ein und benutzten die verkehrte Einrichtung der Städte und die zumal an Feiertagen gefüllten christlichen Kirchen zu reichlichem Menschenraub. Hatte dagegen römische Staatskunst die Uneinigkeit der Schwaben klug benützt und die mächtigern Könige zum Rheinbund gewonnen, dann war der Strom kein Hinderniß, und noch heute melden die Wartthürme auf unsern Kastelbergen und Thurmbergen, wie um die Mitte des vierten Jahrhunderts die Grenze lief, als der kaiserliche Adler seine Fittiche nochmals über das Rheinthal gereckt hatte. —

Da rief um 400 der Reichsverweser Stiliko die

römische Rheinarmee zur Deckung Italiens und Griechenlands gegen die Gothen ab, und sofort füllten die Alemannen das ganze Rheinthal bis zum Kamm der Vogesen, der ihrem geographischen Gefühl als die von der Natur gewollte Grenze erschien. Es waren dieselben drei Nationalitäten, Kelten, Schwaben, Romanen, die nunmehr auf beiden Seiten des Rheins berufen waren, zu einer oberrheinischen Bevölkerung zusammen zu schmelzen. Aber es war doch von merklicher Bedeutung, daß das linke Rheinufer um so viel früher und um so viel länger die römische Kultur erfahren hatte. Es blieb ein erheblicher Unterschied zwischen dem stattlichen Städtewesen im Ueberrhein und den bäuerlichen Verhältnissen des rechten Ufers, die der Sueve mit seiner Abneigung vor solchen Menschenpferchen sich nach seiner Weise zurechtgeschnitten hatte. Keine der ansehnlichen Römerstädte auf diesem Ufer, weder Lupodunum (Ladenburg), noch Aquae Aureliae (Baden), noch Brisiakus (Breisach), noch Tarodunum (Zarten), noch Sanktio (Säckingen), haben die Bedeutung von Basel, Straßburg, Speyer, Worms und Mainz erlangt. Dazu kam, daß jenseits das Christenthum zwar zurückgedrängt, doch nicht gänzlich ausgerottet wurde, denn aus den Vogesenklöstern, sowie aus Straßburg, Speyer und Worms drang es neuerdings

zum rechten Ufer vor. Vor Allem aber ist auch der Ueberschuß an keltisch-romanischem Blut in Temperament, Gewohnheiten und Lebensweise auch im Mittelalter, namentlich in der größeren Regsamkeit der dortigen Städter, erkenntlich.

Zu dieser Scheidung der Gewohnheiten beider Ufer fügte aber die Geschichte eine weitere Scheidung in Nord und Süd.

Nicht erst die politische Theilung in den letzten Jahrhunderten hat es gemacht, daß der badische Oberländer und Pfälzer und der Elsässer und Rheinbaier sich in Sprache und Denkweise so beträchtlich scheiden, sondern auch hier liegen Stammestheilungen zu Grunde. Zu den drei Ingredienzien der oberrheinischen Bevölkerung, Kelten, Romanen und Schwaben, sollte, nach dem Intermezzo der Burgunderzeit, in dem fränkischen Stamm noch ein viertes hinzukommen von gröberem Korn und härterem Stoff.

Aus jenen kriegsberühmten norddeutschen Stämmen, vor denen Rom mehr als vor den Sueven gezittert hatte, aus den Cheruskern, Sigambrern, Chatten, war der Bund der Franken hervorgegangen, der bei dem Niedergang Roms Belgien und Nordgallien an sich riß. Aber der Feindschaft mit Rom war lange Freundschaft vorangegangen. Die Franken hatten von

Rom gelernt, sie hatten die keltisch-römischen Volkstheile nicht zu Hörigen und Schalken heruntergedrückt wie die Alemannen, sondern sie unter sich aufgenommen, ihre Sprache sich angeeignet und hatten so an Bildung und Sitte, vor allem aber an staatlicher Entwicklung gewonnen. So konnten die aus weicherem Stoff geformten und in ihren primitiven Verhältnissen zurückgebliebnen Alemannen den Kampf mit den Franken nicht bestehn. Schon zu Ende des fünften Jahrhunderts nahm ihnen der Franke Chlodwig alles Land ab, was auf dem rechten Rheinufer nördlich von der Murg und Oos und auf dem linken Ufer nördlich vom Hagenauer Forst gelegen war. Fränkischer Adel und fränkisches Landvolk, fränkischer Klerus und fränkisches Recht hielten ihren Einzug in den eroberten Provinzen, und so erwuchs jene Viertheilung der oberrheinischen Bevölkerung, die noch heute Pfälzer und Alemannen, Rheinbaiern und Elsässer scheidet, und daß der Elsaß vom Reich abbröckelte, während ihm Rheinbaiern erhalten blieb, hat vielleicht auch darin seinen Grund, daß im Süden der Zusatz gröberer Stoffe fehlte. —

Freilich unterwarf auch der Rest der Alemannen sich im Jahre 536 den fränkischen Herrschern, aber durch Vertrag, nicht durch Gewalt. So retteten

die südlichen Landestheile ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten. Sie lebten noch bis in's siebente Jahrhundert nach ungeschriebenen Gesetzen, sie opferten auch fernerhin ihre Pferde Wodan und Donar und tranken bei den Götterfesten von der Pferdebrühe. In den Kriegen gegen Italien plünderten die Alemannen die Kirchen, in denen ihre fränkischen Mitstreiter gebetet, auch brauchten sie nur auf je drei Monate Heeresfolge zu leisten, war der Krieg bis dahin nicht beendet, so mochte der Heerkönig sehen, wie er ohne sie fertig wurde.

Aber bei dem Allem hat doch auch hier sich der Segen der Freiheit bewährt. Im Gefolge der fränkischen Heere zog das Christenthum in die nördlichen Gebietstheile als gebotene Ordnung ein, aber erst jenseits der Murg, wo am Wodansberg bei Baden die Engelskanzel und Teufelskanzel sich gegenüberstehn, berichtet die Sage von geistigen Kämpfen, in denen die guten und bösen Mächte um die Seelen der Alemannen sich stritten. Große Privilegien und Güter hatte auch über die Klöster Weißenburg und Lorsch die freigebige Hand der fränkischen Könige ausgeschüttet, aber der duftige Sagenkranz, der sich um die Klöster Fridolin's und Kolumbans webt, die Poesie, die das Haselkreuz des heiligen Gallus, die Waldklöster von Trudbert und Landolin und das Inselkloster des

heiligen Pirmin zu Reichenau umschlingt, diese Poesie konnte nur entspringen aus der Erinnerung an ernste, die Gemüther ergreifende Geisterschlachten, wie sie hier von kühnen Aposteln geschlagen worden waren, nicht aus der nüchternen Reorganisation des religiösen Wesens, mit der die fränkischen Sendgrafen das Land nördlich von der Murg auf dem Wege des Zwangs heimgesucht hatten. Wie schwer aber solche ideale Werthe wiegen, das zeigt die große Bedeutung, die zumal St. Gallen und Reichenau vor allen andern geistlichen Anstalten des Oberrheins gewonnen haben und die das Hauptband wurden, durch das die alemannische Bevölkerung mit dem fränkischen Staat forthin zusammenhing.

So hatte sich die oberrheinische Bevölkerung zusammengefunden, deren diesseitige Hälfte sammt den rheinischen Bischofssitzen um das Jahr 843 durch den Vertrag von Verdun, deren linksrheinische Hälfte bis zur Mosel im Jahr 870 durch den Vertrag von Mersen in das deutsche Reich eintrat.

Diese Vorgeschichte des Oberrheins muß man im Auge behalten, um zu verstehn, wie in dieser Bevölkerung Eigenschaften, die sonst sich fliehen, hart aneinanderstoßen und in buntem Spiele durcheinanderwirken. Wie der Naturforscher beobachtet hat, daß nach

langen Kreuzungen der Arten plötzlich wieder Individuen hervortreten mit der scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit des einen Stammvaters, so kochen in dieser Bevölkerung keltisches, schwäbisches, romanisches und fränkisches Blut durcheinander, um dann je und je bewegliche Kelten und träumerische Alemannen, grobkörnige Franken und heißblütige Romanen aus sich herauszusetzen. Ja es ist oft, als ob gerade in dieser Friktion jedes Element seine Eigenart in gesteigerter Einseitigkeit entwickelt hätte. Neben dem sinnigen und träumerischen Wesen des alemannischen Stamms steht die unermüdliche Oppositionslust keltischer Art, der kecke, stets lebendige Widerspruchsgeist, die lärmende Spottsucht der rheinischen Kinder. Von dem leichtfertigen Gottfried von Straßburg bis zu dem mutterwitzigen Verfasser des Simplicissimus, einem Sohn des Renchthals, haben fast alle namhaften deutschen Satyriker dem Oberrhein angehört. Im Ganzen geht es hier lärmender, geräuschvoller zu als irgend wo sonst in Deutschland, und doch ist dieses Rheinthal auch wieder die Heimath der deutschen Mystik, des geheimen Konventikelwesens, der Stillen im Lande, in denen der grübelnde, träumerische Sinn der Alemannen um so entschiedener wieder durchschlägt.

Die raschere Fassungsgabe, die den Rheinländer

vor dem schwerfälligen Schwaben auszeichnet, stellt sich in der Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters schon chronologisch vor's Auge. Es fehlt nicht viel, so sind alle Namen, die Deutschland zur Geschichte der Kultur im neunten und zehnten Jahrhundert beiträgt, hier am Oberrhein zu suchen.

Aus den Palästen der Höfe und den Domschulen der Bischöfe zogen sich gegen Ende des neunten Jahrhunderts, zumal aber seit den stürmischen Zeiten des saeculum obscurum die Studien in das stille Thal von St. Gallen und das friedliche Eiland der Augia dives zurück. Durch Gebirge vor den Anfällen der Feinde und durch die reinere Sitte des Hochlands vor innerer Entartung geschützt, erhielten sich zu St. Gallen die guten Traditionen der alten englischen Klöster, nach deren Vorbild die unsern gestiftet waren. Flüchtige Schotten siedelten die friedlichen Bestrebungen hier an, die die Normannen aus England und Schottland verscheucht hatten, und von hier pflanzte sich der Geist der Wissenschaft auch nach Reichenau fort, das die Handschriften des befreundeten Klosters abschrieb und in Prosa und Versen mit den Brüdern von St. Gallen wetteiferte.

Noch unter Ludwig dem Frommen hatte hier Walafried Strabo geblüht, dessen Glossen zur heiligen Schrift verrathen, wie fleißig der geistvolle Mönch am

Ufer des blauen Sees die Kirchenväter gelesen, dessen Geschichte des heiligen Gallus bezeugt, wie oft sein Auge den breiten Rücken des Sentis mit liebendem Blick gesucht, dessen glatte Hexameter mit dem eintönigen Plaudern des Sees um die Wette getönt, und dessen Räthsel die Brüder im Refektorium zu heiterem Spiele des Witzes erregt haben mögen, und der, ein Dante des neunten Jahrhunderts, das Purgatorium durchwanderte, um die Qualen derer zu schauen, die man auf Erden groß genannt hatte. An ihn reiht sich um die Wende des Jahrhunderts ein Salomo III. von Konstanz, dessen politische Elegien die Lage des Reichs beklagen, und dem Sang vom See antwortete heller Wiederhall von der Alp St. Gallens, wo zwei Notker und verschiedene Ekkeharde in Kirchenliedern und Heldengesängen wetteifern.

Aber auch Rhein abwärts glänzt vor andern ein Name, Otfried von Weißenburg, der Dichter des Krist, der seinen heiligen Sang ertönen ließ, um seinen Elsässern die rohen Gassenlieder abzugewöhnen und der, kein Freund der welschen Sprache, wünschte

„thaz wir Kriste sungun
in unsera zungun“.

So viel als diese Namen wiegen, bedeutete der Oberrhein für die Anfänge der Kulter im deutschen

Reiche, und wenn damals ein deutscher Klerus heranwuchs, dessen Sehnsucht sich der alten Heimath des Lichts und den Idealen der klassischen Welt zuwandte, der sich nicht mehr bloß an den barbarischen Gesängen von Hildebrand und seinem Sohn Hadubrand ergötzte, sondern auch ein Ohr hatte für die rauschenden Kadenzen eines Cicero, und selbst versuchte, den Wohlklang Virgil'scher Hexameter stammelnd nachzubilden, nun die genannten Gelehrten des Oberrheins sind es, bei denen er in die Schule gegangen war. Freilich, daß gerade in diesem Garten am Oberrhein so seltne Blumen blühen, liegt mit auch daran, daß die Rosse der ungrischen Heiden hieher doch nicht so oft die Steige fanden wie nach Baiern und Schwaben, und daß kein Schiff der Normannen vor Reichenau Anker warf. Denn der Oberrhein war damals, was er selten in der Geschichte gewesen ist, eine umfriedete Stätte, auf der alle friedlichen Bestrebungen gedeihen konnten.

Das Beste hat dabei doch jene keltische Beweglichkeit und die glückliche Gabe des Grenzvolks gethan, sich rasch in eine fremde Kultur hinein zu denken, während der Schwabe erst langsam seine originale Kultur sich selber schuf.

Aber nicht nur die größere geistige Regsamkeit und die gewandtere Beherrschung der Form brachte das Volk

zwischen Schwarzwald und Vogesen als keltische Mitgift in die deutsche Geschichte, sondern auch die größere Ehrfurcht vor dem Priesterthum. Mag es mit jenem hierarchischen Zug in der Natur des früheren Stamms zusammenhängen, oder mag es dankbare Erinnerung daran sein, daß der Oberrhein seine erste Kultur von den ehrwürdigen Stätten am Sentis, im Schwarzwald und den Vogesen erhalten habe, nach denen jetzt alle Alemannen wallfahrteten, Thatsache ist, daß ein streng kirchlicher, ja klerikaler Geist diese Bevölkerung in den nächsten Jahrhunderten beherrschte. Die Pfaffengasse nannte man im Reich dieses Thal, in das sechs Bischöfe und zahllose Klöster sich theilten, und wo das Schwert des Geistes am ersten und entschiedensten den weltlichen Arm entwaffnete. — Eine gefürchtete Stätte war zumal die Kanzel von Konstanz, die einen Arnulph von Kärnthen und Karl den Dicken in ihren Ehehändeln schreckte, auf die Ludwig das Kind und Konrad I. sich stützten, von der dem deutschen Volke der vom Himmel gefallene Brief zuerst verlesen ward, der ihm den Gottesfrieden einschärfte. Hier konnte einer gläubigen Bevölkerung ein Tausch erträglich scheinen, in dem sie ihre helvetischen Brüder an Burgund verlor, um dafür die heilige Lanze und die Nägel von Golgatha als Gegengabe einzutauschen. Durch die ober-

rheinischen Bischöfe vornehmlich sind alle Sorgen und Schmerzen des Pabstthums zu Sorgen und Schmerzen des Reichs geworden. Die Bischöfe von Konstanz, Straßburg, Worms und Mainz, die Herrn von Schwaben und Zähringen waren der engste Rath, der den phantastischen Knaben Otto III. immer wieder über die Alpen begleitete, während in der Heimath, zum Verdruß des sächsischen Adels, die Schöpfung Otto des Großen an den Nordmarken des Reiches zerfiel. Das Reich hat diese Politik hart gebüßt, und der Oberrhein, was hat er dabei gewonnen? Daß ein Glied des Kraichgauer Adels als erster deutscher Pabst den Stuhl zu Rom bestieg, daß Synoden zu Speyer und Mainz vom Pabste selbst präsidirt, Reichenau und Konstanz mit seinem Besuche beehrt wurden, daß die Kaiserin Adelheid zu Selz bei Rastatt ihr Wittwenasyl suchte, und Graf Berthold von Zähringen in's Kloster ging aus Gram über die Schandthaten, die man im Namen des rechten Pabsts dem Schismatiker zugefügt — das war die ganze Summe unserer Vortheile. Aber jene feste Stellung zu Rom hat sich damals herausgebildet, die der Oberrhein von da ab das ganze Mittelalter hindurch entschieden aufrecht erhielt.

Mit dem Ende des elften Jahrhunderts begannen jene gewaltigen Kämpfe zwischen Kirche und Staat, in

denen es sich um nichts Geringeres handelte als um die Frage, ob Theokratie oder weltliche Ordnung die Lebensform der abendländischen Gesellschaft werden solle? Die Kirche will sich herauswinden aus der Umarmung des Staats. Bischof und Abt, die Söhne des Himmels, sollen von der Lehenspflicht gegen die Söhne der Welt entbunden werden und doch alle die Lehen behalten, die man in den letzten Jahrhunderten den geistlichen Herrn um so lieber übertragen hatte, als sie in ihrer Hand wenigstens nicht erblich werden konnten, sondern für den Fall der Erledigung dem Kaiser zur Verfügung blieben. Ein Drittel des Reichs war aus diesem Grunde der geistlichen Hand zugewendet worden, da erhob Gregor VII. den ungeheuern Anspruch, daß alle diese Lehen im Eigenthum der Kirche ständen. — Die Kirche wird sie vergeben und dem Träger wird die Leistung des Lehenseids an den Kaiser untersagt. —

Dank der Energie des sächsischen Hauses, der Plantagenets, eines heiligen Ludwig, ganz ist diese maßlose Forderung doch nicht durchgesetzt worden, durch die das halbe Abendland eine Pfründe der Kirche geworden wäre; aber dafür daß sie in Deutschland wenigstens gelte, hat der Oberrhein seine besten Kräfte eingesetzt. Es half Heinrich IV. nichts, daß er die

oberrheinischen Bisthümer zuvor weislich mit Sachsen und andern Freunden seines Hauses besetzt hatte. Ueber die Häupter der bischöflichen Fremdenlegion hinweg reichten Volk und Adel dem Pabstthum die Hand. Geführt von den Aebten von Schaffhausen, St. Blasien und Hirsau führten sie den Krieg des Pabstes. — Ihre Fürsten Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern, Berthold von Zähringen und sein Bruder Gebhard, des Pabstes Legat, waren die Rufer im Streit. Ja selbst dann, als Gregor VII. einlenkte, erneuerte Gebhard auf eigene Faust den Bann und riß die Kirche nochmals in diese heillosen Strudel. Der gleichen oberrheinischen Liga steht Heinrich V. gegenüber, bis das Konkordat von Worms den Streit vertagt. An den gleichen Herrn hat der Pfaffenkönig Lothar seinen Halt, den er dem Zähringer mit Burgund bezahlt, und unter Barbarossa steigert sich der Gegensatz der oberrheinischen Politik gegen die der Staufen sogar bis zum Bündniß der Zähringer mit Frankreich, ein Rheinbund, den Heinrich der Löwe mit dem Schwert durchhaut und den die Stadt Mainz mit dem Makel langjähriger Infamie bezahlte.

Ganz dieser Stellung des Oberrheins im Investiturstreit entsprechend war sein Antheil an der andern großen Bewegung des Mittelalters, an den Kreuzzügen.

Das Trugbild des Ruhms, das den Franzosen heute als Trikolore erscheint, die über dem Pulverdampf erstürmter Schanzen flattert, stellte sich ihnen damals als Kreuzesfahne dar, wehend über den Kuppeldächern der Moscheen. Dieser Wahn, geboren aus dem langen Kampf mit den spanischen Söhnen des Propheten und verbündet mit dem religiösen Interesse an der großen Reliquie des heiligen Landes, von deren Besitz man sich hundertfachen Segen versprach, hatte es fertig gebracht, daß die weltliche Stimmung der Provence umschlug in den Bußeifer der Kreuzzüge. Als aber das dioslo volt aus Frankreich herüberschallte, antwortete in Deutschland ein tiefes Schweigen. — Nur der grelle Aufschrei der rheinischen Judenschaft bezeugt, wo der Funke gezündet. Zwei deutsche Namen ragen in der Geschichte des ersten Kreuzzugs hervor. Sie gehören dem Oberrhein an. Der Priester Gottschalk und der Graf Emiko von Leiningen, die ihren Kreuzzug mit der Erstürmung aller Synagogen und Judenstraßen von Straßburg bis Mainz eröffnen. Ausgesprochner noch ist die Stellung des Oberrheins zum zweiten Kreuzzug. Als der heilige Bernhard den sächsischen Großen seine thränenreiche Aufforderung zum zweiten Kreuzzug zusendet, erhält er die barsche Antwort, sie hätten die Heiden näher als

in Syrien, aber am Rhein bezeugt zum zweiten Mal der Feuerschein über Straßburg, Speyer, Worms und Mainz, wie die Massen, gehetzt vom Priester Radulf, es eilig haben mit dem Kampf gegen die Ungläubigen. Weislich hat darum Bernhard von Clairvaux sich seines Auftrags, auch die Deutschen zu gewinnen, hier am Rheine entledigt, wo er der entzündlichen Menge gewiß war. Zu Hause übten ein Abälard und Berengar an den Wundern des Heiligen ihre spöttischen Zungen, hier aber, wo die Menge gerührt in Thränen zerfloß vor der lateinischen Predigt des Abts, von der sie keine Silbe verstand, da bezeugten zahllose Krüppel und Kranke zu Konstanz, Kippenheim, Ettenheim, Freiburg, Krozingen und Schliengen die Wunderkraft, die ausstrahlte von dem Gewande des Heiligen und die erst erlosch, als er auch im Thurgau und in Zürich den trocknen Sinn der Schweizer für das unproduktive Geschäft eines Kreuzzugs meinte begeistern zu können.

Auch König Konrad III. hatte, treu den antipäpstlichen Traditionen des staufischen Hauses, die Betheiligung am zweiten Kreuzzug abgelehnt. Aber es ist gefährlich, sich in die Mitte eines schwärmenden Volkes zu wagen. Als er zu Speyer erschien, wohin der gesammte Adel des Breisgau und zahlreiche Kreuzträger des linken Rheinufers zum Reichstag strömten,

als er im Dom der glühenden Andacht der Menge gegenüber stand, und nun plötzlich der Heilige auf der Kanzel mitten in seiner grellen Schilderung des jüngsten Gerichts sich an ihn persönlich wandte, als er ihm vormalte, wie er an jenem Tage arm, nackt und blos hintreten werde vor den Richterstuhl Christi und wie der Herr ihn anschauen werde mit seinen feurigen Augen und sprechen werde: „Oh Mensch, was hätte ich dir noch thun sollen und habe es nicht gethan?" Als er ihm einzeln alle Wohlthaten aufzählte, die Gott dem armen Herzog von Staufen erwiesen habe von Kindesbeinen an, bis er ihn auf diese Höhe stellte, da ergriff der Geist, der über diesen Massen schwebte, auch den König und in Thränen aufgelöst rief er: „Ich will, ich will!" Mächtig wiederhallten jetzt Dom und Rheinthal von dem Jauchzen der Menge, aber dem greisen Vater des Königs, dem alten Herzog von Staufen, brach das Herz, als man ihm die unselige Kunde brachte.

Immer mehr hatte es so in der Blüthezeit des Mittelalters den Anschein, als ob das heitere, sonnige, rebenumkränzte Land am Oberrhein ein geistlich Gebiet, eine unumschränkte Domäne der Kirche werden wolle. Zu Straßburg ließen sich die Dominikaner nieder und der finstere Orden errichtete hier

sein erstes Inquisitionstribunal, das nur in all zu großem Umfang seine düstre Blutarbeit begann, und in trauriger Monotonie wechselt mit den Auto da Fé's der Ketzer die Verbrennung der Judenhäuser. Namentlich der Judenmord wird ein stets wiederkehrendes Uebel dieser Gegend, und in den Pestjahren im 14. Jahrhundert werden solche Hekatomben geschlachtet, (in Straßburg im Jahr 1349 neunhundert Juden auf ein Mal), daß Kaiser und Reich die oberrheinischen Städte ernstlich bedrohen müssen, dem Unfug zu steuern. Rechnet man schließlich hinzu, daß auch die Schwärmerei der Geißlerzüge hier am schlimmsten gewüthet und am längsten gedauert, und in welchem Maß von Straßburg her, wo die Epidemie der heiligen Tänzer ihren Namen Veitstanz erhielt, auch dieses Uebel das obere Rheinthal durchseuchte, so kommt man unwillkürlich zu der Frage, wie es doch nur gekommen sein mag, daß eine so lebenslustige, eine über Heiliges sich gelegentlich kecker als andere hinwegsetzende und vor Allem eine so freiheitsdurstige Bevölkerung wie die des Rheinthals, sich so gänzlich in's kirchliche Joch spannen konnte? Allein die Antwort auf diese Frage ist einfach die, daß es gerade dieser Freiheitstrotz war, den die Kirche mit jederzeit gleichem Erfolg gegen die weltliche Ordnung ausspielen durfte. Es ist ein trostloser Anblick, wie

die theologische Intrigue, das lebhafte Temperament dieser Bevölkerung und ihr tiefgewurzeltes Bedürfniß, täglich einen neuen Gegenstand zu umlärmen, ausbeutet, indem sie den rothen Lappen stets da aufhängt, wohin sie den Stoß zu leiten wünscht, und wie sie diese Bevölkerung lenkt, eben am Bande ihrer unermüdlichen Oppositionssucht.

Allein neben dieser lärmfrohen Lebhaftigkeit, der es nicht wohl war, wenn nicht stets irgend ein Feuerchen brannte, lag doch auch wieder ein Tropfen alemannischen Tiefsinns in dieser Bevölkerung und zudem ein gutes Stück keltischer Unbeständigkeit, die die Kirche ihres Besitzes doch nicht froh werden ließ. Gerade in dem Thal zwischen Basel und Worms beginnt das geheimnißvolle Murmeln und Flüstern manichäischer Konventikel. Verfolgt von den Spürhunden der Inquisition schleicht der Waldenser als Nadelverkäufer und Kesselflicker von Stadt zu Stadt und sieht die Bibelleser und bringt ihnen „das gute Buch," die noble leyzon und andere evangelische Traktate. Winkler, Ortlieber, Gottesfreunde finden es nicht mehr tröstlich in großen Städten zu wohnen und doch sitzt Einer der Ihren im Rath von Basel, und selbst auf den Kanzeln des Oberrheins werden befreundete Geister laut. Es ist das alemannische Gemüth, was aus dem Lärm der keltischen

Brüder sich sehnt nach dem Frieden des himmlischen Freudenthals. Das Heimweh nach der Zeit, da der Alemanne im Waldthal für sich hauste, spricht aus den tiefsinnigen Predigten des Dominikaner Eckart, zittert nach in den zärtlichen Allegorien des Tauveler zu Straßburg, und als der beredte Mund der beiden Straßburger sich schloß, da lauscht die Welt entzückt den Worten des Heinrich Seuse in Konstanz, des Minnesängers unter den Predigern, der sich die „Minnerin Christ" und „Jesus Amanda" erwählt hat, und die bräutliche Stimmung seiner Seele und sein warmes, liebeglühendes Herz auf der Kanzel ausströmt.

Diese milden Weisen verstummen freilich bald wieder in dem Konzert schreiender Leidenschaften, das mit dem Pabstthum von Avignon und dem Schisma des 14. Jahrhunderts auch in diesen Gebieten anhebt. Größerer Wirwarr ist nie in der Welt gewesen, als seit den Tagen von Avignon. Das heilige römische Reich im Interdikt durch lange, lange Jahre. Dann zwei Päbste, zwei Erzbischöfe von Mainz, zwei Bischöfe von Speyer, zwei Bischöfe von Konstanz. Schließlich gar drei Kaiser und drei Päbste. — Es läßt sich denken, wie das, was alle Welt entzweite, hier wirken mußte, wo die geistlichen Gebiete so hart aufeinander gepackt waren. Zwischen Nachbarstädten ward der Verkehr

eingestellt, kein Basler durfte den Breisgau, kein Breisgauer Basel betreten. Denn noch meinte es jeder Theil vollkommen ehrlich mit seinem Pabste. Feierlich verwahrte sich Ruprecht von der Pfalz gegen den Beschluß von Pisa, daß ein Konzil über dem Pabste stehe. Gegen die Reformbestrebungen Sigismunds bieten Herzog Friedrich von Vorderöstreich und Markgraf Burkhardt von Baden dem unwürdigen Pabste Johann XXIII. die Hand, aber auch die Bevölkerung steht den Tiraden der französischen Reformer eben so fremd gegenüber wie der glühenden Andacht der Böhmen. Theilnahmlos sehen die Konstanzer die Mißhandlung Husens in ihrem Dom und die sancta simplicitas trägt eifrig Holz herzu zu dem Scheiterhaufen, zu dem ihr Bürgermeister den Märtyrer geleitet hat. Dafür leihen Schaffhausen und Breisach dem flüchtigen Schelm Johann XXIII. ihre Hand, und in Freiburg wird derselbe sogar mit feierlicher Prozession empfangen und nach dem Dominikanerkloster geleitet. Dennoch ist es gerade bei dieser Gelegenheit, daß eine Strömung immer merklicher wird, die von den Schweizer Bergen herüber weht. Schon die Begleiter des heiligen Bernhard hatten Klage geführt über den populus durissimus, der zu Säckingen wohne, und an dem, gerade wie an den Schweizern, alle Wunder des Heiligen ver-

geblich gewesen seien. Beim Interdikt bringen die Basler die Losung auf: „Singen oder Springen,“ der Priester, der die Messe weigert, muß wandern, und der Legat von Avignon, der mit Gewalt durchdringen will, fliegt in den Rhein. Immer ausgesprochener wird der antiklerikale Charakter dieser behäbigen Rheinstadt, sie wird eine Trägerin des Reformgedankens und durch das Konzil wird der Basler Dom zur Paulskirche des fünfzehnten Jahrhunderts. Ihre Gedanken fließen bald auch den Rhein hinab nach Straßburg, sie wandern durch die Thäler des Elsaß und Breisgaus. Es lebte jetzt ein tiefsinniges, erfinderisches Geschlecht, das just zu Freiburg das Pulver erfunden haben will und in Mainz eben daran ist, die ersten Bücher zu drucken. Neben die dunkle Zunft der alten Universitäten stellt sich hier zum ersten Mal in Deutschland die fröhliche Schaar der Poetenschüler, der Freunde des klassischen Alterthums, die in Bischof Dalberg von Worms einen Herbergvater von freundlichen Sitten und liberaler Kasse findet. Zu Heidelberg lehrt um die Mitte des Jahrhunderts Agrikola, der Vater der deutschen Humanisten. Poetenschulen, wie die zu Pforzheim, aus der Reuchlin und Melanchthon hervorgegangen, und die zu Schlettstadt, die zu Ende des Jahrhunderts neunhundert Hörer zählte, dürfen getrost mit den alten

Universitäten in die Schranken treten, und bestochen durch den Ruhm eines Erasmus öffnet Basel zuerst seine Hörsäle den griechischen Lektoren. Plato und Homer sollen fürder nicht mehr unter dem theologischen Bedenken leiden, daß sie in der Sprache der Schismatiker geschrieben sind. So wird das Rheinthal zum ersten Mal der Schauplatz einer großen Schulfrage, die bald genug in eine Kirchenfrage umschlug.

Denn die Partei der Bildung wurde in Deutschland rasch zu einer Partei der Aufklärung. Dem Romanen ist es gegeben, wir beneiden ihn nicht darum, auch vor Heiligthümern, von denen er sich innerlich gelöst hat, forthin die Kniee zu beugen; so stellten die italiänischen Humanisten den Glanz ihrer Diktion und das reine Latein ihrer Feder in den Dienst der Kurie. Anders in Deutschland, wo der Humanist hinter dem schlechten Lateiner den verworrenen Scholastiker, und hinter dem Scholastiker den Bettelmönch, und hinter dem Bettelmönch die Kirche entdeckte, und Todte zu Todten werfend, ehe er sich's versieht, mit der Kirche selbst gebrochen hat.

Einen überaus kecken und populären Ton hat nun gerade am Oberrhein die Partei der Aufklärung angeschlagen.

War die erste Opposition gegen die Kirche hier

von der Mystik ausgegangen, so folgt nun auf jene Kinder schwäbischer Art der aufgeweckte rheinische Bruder, der mit spitziger Zunge wohlgezielte Pfeile nach den Schäden des kirchlichen Wesens schnellt. Hier am Oberrhein treten sie der Reihe nach hervor die lustigen Personen der deutschen Satyre. Zu Straßburg Sebastian Brant, der sein Schiff aus Narragonien mit Bischöfen und Mönchen bevölkert, und Geiler von Kaisersberg, der seines Freundes Narrenschiff seinen Predigten als Text zu Grund legt. Ein Murner spottet zu Freiburg in seiner neuerfundenen „grobianischen Sprache" so lang gegen die entartete Kirche, bis die reformirte seiner Oppositionslust ein noch dankbareres Thema zu bieten scheint. Ja auch als der Geist der Zeit ernst und die Lage bedrohlich geworden, hielt der Oberrhein diesen leichten Ton fest, und Johann Fischart zu Straßburg bekämpft das „vierhörnige Jesuitenhütlein" mit Satyren, die sich mehr den Franzosen Rabelais, als deutsche Reformatoren zum Muster nehmen.

So finden wir denn eine Weile unsere oberrheinische Bevölkerung in ganz neuen Gleisen, aber ihr altes warmblütiges Herz und ihre geräuschvolle Begeisterung ist auch jetzt dieselbe geblieben. „Sie thaten nicht anders, hat der Straßburger Sebastian Bühler

von seinen Landsleuten gesagt, als ob sie voll Teufeln wären, also hat das Evangelium in ihnen gerumpelt.“ Schon zu Worms hatte Karl V das Gefühl, als ob unheimliche Kräfte unter ihm kochten und gährten. Trat er in sein Zimmer, so hatten sie ihm einen Zettel durch's Fenster geworfen mit den Worten: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist“, und an den Ecken der Straßen las man den Anschlag: „Schlecht schreib ich, doch einen großen Schaden mein' ich: mit 8000 Mann Kriegsvolk, Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh!“ Hier am Oberrhein geschah es, daß die religiöse Begeisterung zuerst umschlug in einen politischen Freiheitstaumel. Zu Worms hatte man zuerst das Tosen unter der Erde vernommen, aber der Ausbruch erfolgte weiter oben. Zuerst zu Waldshut heulten die Sturmglocken, die das Landvolk aufriefen zur Befreiung Israels und zur Errichtung des messianischen Reichs, und verderblich wälzte der Strom sich weiter durch Schwaben und das Elsaß. Aber auch nachdem diese ersten wilden Wasser des Bauernkriegs sich verlaufen, bleibt eine unklare Gährung. Die Stöße wirken gegeneinander und brechen sich. — Hinneigung der radikalen Richtung zur klaren Entschiedenheit der Schweiz und Zug der Schwaben zu Luther's Herzlichkeit, verworrene Gesinnungstüchtigkeit der Schwarmgeister in

den Städten und tiefgewurzelte Liebe zum Alten beim Landvolk zerren an den Herzen, und es fehlt der Führer, dem sich Alle wie dort im Norden fügten.

Dennoch ist es eine ehrenvolle und höchst bedeutsame Stellung, die Straßburg damals einnahm. Nicht durch seine Führung, wohl aber als Sprechsaal, war Straßburg damals die Metropole des süddeutschen Protestantismus. Mit seinen herrlichen Druckereien, deren reiner eleganter Satz noch heute dem Auge wohlthut, und seinen großartigen Vertriebsanstalten war es ein Stapelplatz der reformatorischen Gedanken. Alle vornehmen Geister, die die Gegner nicht ertragen, und alle heißen Köpfe, die die eigene Partei ausgestoßen, hatten hier ein Asyl gefunden. Hier reichten Zürich, Genf und Wittenberg sich die Hand und alle Richtungen, die die gewaltige Gährung ausgeboren, waren hier vertreten. Zwingli war hier Hausfreund und Kalvin Gast, aber auch Karlstadt und Schwenkfeld, Wiedertäufer und Sektirer aller Farben hatten sich hier eingefunden und der bedeutendste der Straßburger Theologen, Butzer, hatte sein Leben lang genug zu thun, um alle die Gegensätze zu vermitteln, die hier durcheinander brodelten. Aber nur der wird wirklich vermitteln, der Alles mit sich reißt, der Geist, der über den Wassern schwebt und sein gewaltiges: Werde!

ruft. Und der fehlte hier. Noch lange Jahrzehnte arbeiten die Geister gegeneinander; aber gerade da, wo die Schaumflocken am höchsten gespritzt, verlaufen sich die Wasser am ersten. Ein Viertel Protestanten auf dem linken, ein Drittel auf dem rechten Ufer, das war verhältnißmäßig ein unbedeutendes Resultat einer Bewegung, die mit so beträchtlichen geistigen Mitteln und so gewaltigem Massenanlauf begonnen hatte, und ungern lesen wir das Zeugniß, das nach vollendeter Restauration im Jahr 1623 der Nuntius Caraffa den Pfälzern ausstellt, sie hätten ihre Wiedergeburt schmerzloser überstanden als ihre östreichischen und böhmischen Brüder, bei denen dieselbe leider viel Blut gekostet habe. —

Wie aber ein Volk in solchen Schicksalsstunden sich entscheidet, was es in ihnen durchsetzt durch Beharrlichkeit und Dauer, das ist sein Theil oft für Jahrhunderte. Auf der Sekularisation der geistlichen Gebiete, auf der Einordnung der geistlichen Thätigkeit unter die sittlichen Zwecke des Staats beruhte damals die Möglichkeit, lebenskräftige Gemeinwesen aufzurichten. Aber weder in katholischem noch in protestantischem Sinn war hier eine Entscheidung gefallen, es blieb bei der alten Zersplitterung, und wenn nicht das Haus Oestreich, was nach seiner Tradition, seinen Interessen und seiner geographischen Lage fast unmöglich war,

den Schwerpunkt seiner Politik im Westen suchte, so war das Schicksal des Oberrheins unschwer voraus zu sagen. Trauriger und beklagenswerther ist denn auch im folgenden Jahrhundert die Geschichte keines deutschen Landes gewesen. Noch waren die furchtbaren Folgen des dreißigjährigen Kriegs nicht ausgeglichen, von denen jener Schöff im Renchthal, in seinem Simplicissimus ein so lebendiges Bild entworfen hat, noch lebte die Generation, die zum Friedensschluß 1648 zum ersten Mal Rinkharts Lied, „Nun danket alle Gott," aus gerührtem Herzen gesungen hatte, wie es seitdem nie wieder gesungen worden ist, da brachen schon in den siebziger Jahren die Furien des Kriegs auf's Neue über eine Bevölkerung los, die sie nur allzu wohl aus der eigenen schaudernden Erinnerung kannte und aus den Erzählungen ihrer Alten. Wohl ist es ein trauriges Loos dieses Stammes, daß er zu dem einen Drittel seines Gebiets, das er den Schweizern gegenüber nicht hatte festhalten können, nun ein weiteres Drittel an Frankreich verlor, — aber das damalige Reich mit seinen zahllosen Souveränetäten war nun ein Mal nicht danach angethan, den Kampf mit dem durch Richelieu und Mazarin centralisirten Frankreich aufzunehmen. Nur bleibt es ein seltsames Räthsel, warum das schwer mißhandelte Volk nicht jene Geister

patriotischen Hasses in sich entband, die sich sonst einfinden, wo man gesunde Volksorganismen auseinander reißt. Es mag traurig sein, wenn die Fürstenberge ihr Vaterland verrathen und wenn man zu Rastatt und Heidelberg Versailles nachäfft, aber bedenklicher ist doch noch die geringe Widerstandskraft, die das Volk selbst hier bewiesen hat. Wie oft standen im Elsaß und an den Weißenburger Linien deutsche Heere, aber wo wäre der begeisterte Zuruf des linken, wo der jauchzende Beifall des rechten Ufers? Ein volles Jahrhundert des Elends hatte dieses laute Volk still gemacht. Ein innerer Tod war eingetreten, so daß es die ungeheuersten Dinge an sich vorüber gehen ließ ohne innre Theilnahme. Wo waren jene fröhlichen Massen geblieben, die noch in der Reformationszeit so geräuschvoll in Aktion getreten? Wo war das Volk überhaupt? Das Volk hungert, es arbeitet, es betet, und gerade am Oberrhein entwickelt sich damals der Spener'sche Pietismus, der wenigstens an den einen Grundzug der alten Oberrheiner erinnert, aber ihr kecker Uebermuth scheint gänzlich gebrochen. Es ist ein Treibhauswesen, das auf diesem einst so üppigen Boden sich aufthut. An den Höfen von Baden und Mannheim sehen wir die traurig lächerliche Nachahmung der Herrlichkeit von Versailles und nicht

nur die deutschen Buchen und Hecken werden mit der französischen Scheere geschnitten, sondern auch die Pfälzer und Alemannen selbst, die doch von Haus aus für nichts Sinn haben als für Natur und Ursprünglichkeit. Und es bleibt nicht bei der äußern Façonnirung. In den Zeiten der wachsenden Aufklärung, in der die Gedanken eines Thomasius, Leibnitz und Wolf den Norden beherrschen, da haben wir den Druck vornehmer Bigotterie, nicht als Ausgeburt einer fanatischen Ueberzeugung, sondern als Nachahmung jenes gottverlassenen Hofs, bei dem das Brevier zum Fächer gehörte und man das Marterkreuz Christi als Schmuck auf den Busen hängte. Diese Glaubensverfolgungen im Kleinen aber haben das Volksleben um so tiefer vergiftet, je stümperhafter man zu Werke ging. Denn wie die Taxushecken der Favorite und zu Schwetzingen doch nur lächerliche Nachahmungen der Pracht von Versailles und St. Cloud waren, so war der Streit über Simultankirchen und gemischte Fonds nicht geeignet, die Geister der Cevennen zu entfesseln, wohl aber die Stimmung jedes einzelnen Dorfs zu verhetzen und ein leichtlebiges, fröhlich angelegtes Völkchen zu einem der faktiösesten zu machen, bei dem der Kirchenstreit sich wie eine liebgewordene Gewohnheit vom Vater auf Sohn und Enkel vererbt.

Von Bewunderung Frankreichs und dem eigenen Kirchspielszank in Anspruch genommen, blieb der Oberrhein im achtzehnten Jahrhundert zum ersten Mal hinter der deutschen Entwickelung bedenklich zurück. Im Osten hebt sich die neue Sonne Friedrich des Großen und giebt dem Preußen die Erinnerung an Hohenfriedberg und Leuthen, dem Oberrhein die Erinnerung an Roßbach und seine Reichsarmee. Selbst auf die geistige Fähigkeit wirkt das Bastardwesen nachtheilig ein. Eine neue Literaturepoche beginnt in Sachsen, Hannover, Schwaben, nur der Oberrhein steht zum ersten Mal bettelarm an Talenten in dieser Glanzzeit deutschen Geistes.

Er betrachtete die Schöpfungen Karl Theodors als die goldene Zeit der Pfalz und die wasserspeienden Vögel und Hirsche, die verschnittenen Bäume und das viele Französischplappern hat ihm Geschmack und Produktivität gleichmäßig zu Grunde gerichtet. Den Nachkommen eines Gottfried von Straßburg, eines Reinmar von Hagenau war die Lust zu singen und zu sagen abhanden gekommen. Sie hatten noch zu viel damit zu thun, den richtigen Accent zu erlernen, deutsch oder französisch schöpferisch zu sein.

Und doch waren sie dieselben geblieben. Ja es sind dieselben ewigen Kinder, die zu Ende des acht-

zehnten Jahrhunderts um den Freiheitsbaum springen, dieselben leidenschaftlichen Massen, die dem blutigen St. Just und Eulogius Schneider zujauchzen, wie sie einst mit Emiko von Leiningen und dem Priester Gottschalk nach dem Judenviertel stürmten, und in denen im sechszehnten Jahrhundert das Evangelium so über die Maßen „gerumpelt“ hat. Auch ist es uns fast wohl dabei, daß sie die Allongeperrücken in die Lüfte werfen und sich die Jakobinermütze auf's Haupt stülpen, die ihnen doch natürlicher steht. Man hat es freilich dem Oberrhein verdacht, daß jene Klubbisten von Mainz und die Illuminaten der pfälzischen Geistlichkeit den Heeren der Republik zujauchzten und ein Forster den rheinischen Freistaat proklamirte, während die Bauern des Spessart und Frankens die welsche Freiheit mit Heugabeln und Dreschflegeln heimschickten. Aber nach dem ganzen Genius der Bevölkerung mußten ihre Pulse beim Takt der Marseillaise voller schlagen als bei dem Lied vom östreichischen Landsturm, dessen Tempo für ihr Temperament zu langsam war. Auch bedenke man, was diese Bevölkerung in ihrer letzten Generation hatte erdulden müssen. Ihr hatte kein Friedrich den Patriotismus gekräftigt, und vergeblich hatte sie nach dem Manne ausgeschaut, der der jesuitischen Vergiftung und dem à la

mode Wesen sein quos ego entgegengesetzt! Weder Pietismus noch Orthodoxie hatten sich auf den Beruf der Kirche besonnen, ein aufrechtes Volk zu erziehen. Daß der Mensch nicht ein Stück in der Heerde sei, sondern daß jede einzelne Seele einen ewigen Werth, daß Jeder Anspruch habe auf Freiheit, Wahrheit und Glück, das hatte der gemeine Mann nicht in seiner Kirche, sondern von den Aposteln der französischen Revolution erfahren und nur in der Markgrafschaft hatte ein edler Schüler Rousseaus und Speners, Karl Friedrich, zuvor schon die Bande gelockert, die den Pfälzer noch bitter drückten. So hatte in der Pfalz gar Mancher mit dem Goethe'schen Richter zu bekennen:

. . . Daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der, löblichen Gleichheit.

Sympathie und Nothwendigkeit hat so den Oberrhein hineingerissen in jene Stellung zu Anfang des Jahrhunderts, die wir heute als eine tief traurige empfinden. Nicht mit den Namen Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, sondern mit den Namen Wrede, Kellermann, Kleber steht der Oberrhein in der Geschichte unserer Kriege verzeichnet. Daß darin doch auch ein schwerer Vorwurf liege, darüber hat sich auf dem Thron

und in der Hütte nur langsam das Bewußtsein geklärt. Noch vor zehn Jahren waren unzählige Wirthsstuben in der Pfalz und im Schwarzwald mit den Bildern von Austerlitz und Jena „geziert", und noch täglich sehen wir in Heidelberg das Verdienst in Erz verherrlicht, viele Schlachten mit den Franzosen gewonnen und die einzige gegen sie verloren zu haben, durch das Wrede-Denkmal, bei dessen Anblick sich unwillkürlich der Wunsch regt, der neue Kaiser möge den alten Statuen auch neue Köpfe aufsetzen, wie das im alten Rom oft der Fall war. Die Umwandlung von Wrede in Werder liegt ja ohnehin so nahe.

Heute würden wir es uns jedenfalls verbitten, daß man unsere Sympathien und Auffassungen nach solchen Abnormitäten bemesse. Gerade daß in allen Kriegen des letzten Jahrhunderts unsere Truppen gegen Deutschland im Felde standen, macht uns doppelt froh über ihren Antheil am Aufbau des neuen Reichs, und läßt die thörichte Klage nicht aufkommen über die großen Opfer an Selbstständigkeit, die die neue Ordnung fordere. Die theuersten Opfer hat jene Selstständigkeit von uns verlangt, die uns die Hälfte unseres Thales gekostet, die unseren geistigen Aufschwung gelähmt und Deutsche gegen Deutsche in's Feld gestellt hat. —

Aber auch im Elsaß wird eine Zeit kommen, in

der die Menschen gern schweigen werden von einer Epoche, von der heute die Steine so überlaut reden. Eine Scheidung, die Despoten der Natur der Dinge abgetrotzt, kann keine bleibenden Spuren im Volksbewußtsein zurücklassen. Das Rheinthal gehört zusammen nach Lage und Vergangenheit, und die sogenannte natürliche Grenze des Rheins hat niemals langen Bestand gehabt. Die Kelten hatten sie gegen die Deutschen nicht halten können, die um Straßburg, Speyer und Worms saßen, und die Alemannen konnten sie gegen das Kaiserreich eben so wenig halten, das seine Kastelle bei Baden, Durlach und Sinsheim aufstellte.

Wieder finden wir dann die Alemannen vom fünften Jahrhundert an auf beiden Seiten des Stroms, und die Theilung von Verdun läßt dem deutschen Ludwig wenigstens die linksrheinischen Bischofsstädte. Aber selbst diese relative Rheingrenze weicht nach kaum dreißig Jahren einer Grenze, wie wir sie heute zurückverlangen und wie sie durch neun Jahrhunderte bestand, ehe Ludwig XIV. sie durchbrach, den aber der Rhein auch nicht gehindert hat im Jahre 1629 Freiburg im Breisgau zu Frankreich zu ziehn.

Vor Allem aber gehört diese oberrheinische Bevölkerung zusammen nach Charakter und Anlage, nach Abstammung und Temperament und, wie wir sahen,

auch nach Art und Unart. Welch andere Stellung nahm doch Straßburg ein, als es noch Vorort des ganzen Oberrheins war, und ganz Süddeutschland auf das Votum seiner Theologen und Rathsherrn hörte, als es des Reiches stattliche Vormauer war und nicht die Präfekturstadt eines Departement Bas-Rhin. Aber auf beiden Seiten des Rheins wird man den Vortheil davon empfinden, daß der Natur der Dinge wieder ihr Recht wird. Dieser begabte, fröhliche und regsame Stamm wird dann erst seine alte Originalität, Frische und geistige Fruchtbarkeit wieder gewinnen, wenn sein Leib wieder heil und alle seine Glieder wieder beisammen sind. Dann wird Straßburg wieder seinen Gottfried und Weißenburg seinen Otfried und Hagenau wieder seinen Reinmar haben, denn nur in der eigenen Sprache ist der deutsche Geist fruchtbar.

An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.